

University of Groningen

Das Vertrauen in Heinrich von Kleists Briefen und Werken

Smith, Pieter Fokko

IMPORTANT NOTE: You are advised to consult the publisher's version (publisher's PDF) if you wish to cite from it. Please check the document version below.

Document Version

Publisher's PDF, also known as Version of record

Publication date:

1949

[Link to publication in University of Groningen/UMCG research database](#)

Citation for published version (APA):

Smith, P. F. (1949). *Das Vertrauen in Heinrich von Kleists Briefen und Werken*. De Faam.

Copyright

Other than for strictly personal use, it is not permitted to download or to forward/distribute the text or part of it without the consent of the author(s) and/or copyright holder(s), unless the work is under an open content license (like Creative Commons).

The publication may also be distributed here under the terms of Article 25fa of the Dutch Copyright Act, indicated by the "Taverne" license. More information can be found on the University of Groningen website: <https://www.rug.nl/library/open-access/self-archiving-pure/taverne-amendment>.

Take-down policy

If you believe that this document breaches copyright please contact us providing details, and we will remove access to the work immediately and investigate your claim.

Downloaded from the University of Groningen/UMCG research database (Pure): <http://www.rug.nl/research/portal>. For technical reasons the number of authors shown on this cover page is limited to 10 maximum.

IV ZUSAMMENFASSUNG.

Wenn wir die vorangehenden Werkanalysen überblicken und zusammenfassen, können wir feststellen, dass Kleist die verschiedenen Elemente des Vertrauensverhältnisses in seinen Dramen und Novellen mehr oder weniger stark betont. Eine Ausnahme bilden „Robert Guiskard“, „Das Bettelweib von Locarno“ und „Die Heilige Cäcilie oder die Gewalt der Musik.“ In dieser Legende findet Kleist dennoch Gelegenheit festzustellen, dass „das ehrwürdige Antlitz der Dame unbedingtes Vertrauen erforderte.“ (Bd. VI; S. 13).

In der „Familie Schroffenstein“ lastet das Misstrauen wie ein Fluch auf den beiden Familien. Dieses zersetzende Misstrauen mit seinen verhängnisvollen Folgen bestimmt das Verhältnis zwischen den Grafenhäusern. Das misstrauische Ich wittert hinter den Worten und Taten des Du, die es deutelt und dreht, wie es ihm passt, Gefahren und hinterlistige Absichten, was eine offenerzige Aussprache verhindert. Der rechtschaffene Sylvester hat Anfangs noch Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang, bis gewisse Tatsachen ihm die Augen öffnen: der Verstand besiegt das Gefühl. Da lässt er sich vom Misstrauen hinreißen und nun braucht er auch nicht länger Erwägungen zu berücksichtigen, die sein Handeln bisher hemmten. Er steht nun in dieser Hinsicht als ebenbürtiger Gegner Rupert gegenüber. Die Gemeinschaft ist nun öffentlich zur Feindschaft geworden und „alle Laster walten frei.“ Zwischen Ottokar und Agnes entsteht ein Vertrauensverhältnis, das sein bindendes Element zeigt. Eine offenerzige Aussprache beseitigt die Feindschaft und sie sehen den Weg, der die Familien zusammenführen kann. Die Worte von Ottokars Mutter, dass über jedwedes Geständnis ihr innerstes Gefühl geht (1617 ff.) und der Ausspruch des Mädchens:

„Denn etwas gibt's, das über alles Wähnen
Und Wissen hoch erhaben — das Gefühl
Ist es der Seelengüte anderer.“ (1336 ff.)

zeitigen hier herrliche Früchte: sie führen, obgleich die Umstände und Verhältnisse möglichst ungünstig sind, zu einer Gemeinschaft.

Die Zusammengehörigkeit der beiden Häuser kann durch die Liebe der Kinder wiederhergestellt werden. In dem Augenblick, wo das Vertrauen den Weg dazu gefunden, erliegen sie den vernichtenden Kräften des zersetzenden Misstrauens.

Das Vertrauen ist stark gefühlsmässig bedingt. Im „Käthchen von Heilbronn“ hat das Mädchen das feste Vertrauen, dass ihre Vision restlos in Erfüllung gehen wird. Dieses Vertrauen gründet sich auf das Erhörtwerden ihres Gebetes, auf den Glauben an Gott. Unbeirrt folgt sie ihrem Gefühl, wobei verstandesmässige Überlegungen und Reflexionen oder Sinneswahrnehmungen keine Rolle spielen. Wo dieses wohl der Fall ist, stellen sich Zweifelgedanken ein, die das Ich irreführen, was das Verhältnis des Grafen vom Strahl zu Kunigunde zeigt. Durch Käthchens selbstlose Hingabe und dienende Liebe wird er sich seiner Selbsttäuschung bewusst. Darauf lässt auch der Graf sich vom Gefühl leiten, was zur Folge hat, dass Käthchens unerschütterliches Vertrauen die beiden zum Ziele führt.

Ein stark gefühlsbedingtes Vertrauen bestimmt Herrn Friedrichs Verhältnis zu der von ihm geliebten Frau Littegarde im „Zweikampf“. Die schändliche und für sie schmachvolle Anklage des vom Volke geehrten Grafen Rotbart hat ihrem Rufe stark geschadet. Ohne den genauen Sachverhalt zu erfahren, erklärt Herr Friedrich, in dessen Brust das Gefühl weit lebhafter und überzeugender für die Richtigkeit der Aussagen seiner Geliebten spricht als alle Beweise und Rechtsgründe, die das Gegenteil beweisen wollen, sich bereit, in einem Zweikampf ihre Unschuld darzutun. Als nun sogar das Gottesurteil den kaum zu widerlegenden Beweis erbracht zu haben scheint, dass die Aussagen seiner geliebten Littegarde falsch sind, zweifelt er trotz allem nicht an deren Wahrheit, sondern hegt Zweifel an der Richtigkeit der üblichen Interpretation des Gottesspruches. Sein nur einen Augenblick ins Wanken gekommenes Vertrauen gibt ihm die Überzeugung, dass das Gottesurteil anders zu deuten sei, als die Geliebte und alle anderen es deuten wollen. Dass sein Vertrauen berechtigt war, zeigt Graf Rotbarts Ende.

Ein weiteres Beispiel zeigen Josephe und Jerome in Bezug auf die Stimmung des Volkes nach dem furchtbaren Naturereignis im „Erdbeben in Chili“. Die Katastrophe löst bei den Geretteten an erster Stelle ein Gefühl der Dankbarkeit über ihre wunderbare Rettung und ein vertieftes religiöses Empfinden aus. Dieses mani-

festiert sich in Nächstenliebe, Hilfsbereitschaft, Selbstverleugnung. Die Zwistigkeiten werden vergessen. Das allgemeine Unglück schliesst die Menschen zusammen, sie bilden eine einzige grosse Familie, worin das Ich dem Du nur Gutes erweist. Als Josephe der Donna Elvire einige Hauptzüge ihrer Erlebnisse der letzten Tage erzählt, treten dieser die Tränen in die Augen. Die Dame ergreift die Hand der Josephe und bittet sie zu schweigen. Einen solchen stillen Beweis des Verzeihens setzen Josephe und Jerome auch voraus bei der „wankelmütigen Menge“. Böse Ahnungen der Donna Elisabeth beachten sie nicht, und in dem Vertrauen, dass die Menge ebenso versöhnlich ist wie Donna Elvire, denn „in der Tat schien, mitten in diesen grässlichen Augenblicken, — — der menschliche Geist selbst, wie eine schöne Blume, aufzugehn“ (Bd. VI; S. 11), schliessen die beiden sich der Gruppe an, um in der Kathedrale eine feierliche Messe zu hören, was ihnen verhängnisvoll wird.

Das Vertrauen basiert nicht nur auf persönlicher Bekanntschaft, sondern es kann sich auch gründen auf die Autorität des Anderen oder auf die Stellung, die dieser innehat.

Michael Kohlhaas kennt die Richter des Dresdner Gerichtshofs nicht persönlich. Für ihn ist es selbstverständlich, dass so hochgestellte Persönlichkeiten unbestechlich und unparteiisch sind und sich nur vom Recht und ihrem Gerechtigkeitssinn leiten lassen, wenn es gilt ein Urteil zu sprechen. Im vollsten Vertrauen auf deren Unparteilichkeit bringt er seine Klage vor Gericht.

Dass das Vertrauenschenken ein Element des Wagnisses enthält, das Hand in Hand geht mit einer gewissen Spannung, zeigt sich in der „Hermannsschlacht“. Hermann offenbart seinem bisherigen Gegner Marbod seinen Plan, der die Römer, Verbündete der Sueven, vernichten soll. Damit setzt er das Leben seiner Söhne und die Freiheit seines Volkes aufs Spiel, denn er weiss im voraus nicht, wie Marbod reagieren wird. Lehnt dieser den Vorschlag ab, so ist es um Cheruska, sein Land, um seine beiden Kinder und um ihn selbst geschehen. Wo der Einsatz so hoch ist, ist die Spannung auch stark. Diese weicht erst, nachdem Hermann von Marbod das verabredete Zeichen bekommt, das beweist, dass dieser sich auf seine Seite schlägt.

Durch geschenktes Vertrauen bestimmen wir bis zu einem gewissen

Grade das künftige Verhalten des anderen. Dieser wird psychisch gezwungen, sich dieses Vertrauens würdig zu zeigen. Dieses zeigt uns auch die „Hermannsschlacht“. Marbod, der bisher Hermanns Gegner war, wird durch das ihm vom Cheruskerfürsten geschenkte Vertrauen sein Bundesgenosse. Besonders der Beweis des Vertrauens, den Hermann ihm gibt, indem er dem Boten seine beiden jungen Söhne mitschickt, die Marbod töten möge, falls er in dem vorgeschlagenen Plan heimtückische Aftergedanken zu spüren glaube, macht auf den Suevenfürsten einen tiefen und entscheidenden Eindruck. Dieser Beweis schlägt jeden Zweifel an Hermanns Aufrichtigkeit nieder und bringt die beiden zusammen. Dieses Element zeigt sich weiter im „Prinzen von Homburg“. Der Kurfürst bezweckt und erreicht mit seinem Vertrauen zum besseren Ich des Prinzen, dass dieser sich selbst überwindet und über sich selbst hinauskommt bis zur Selbstverleugnung, da er den Appell an sein Verantwortlichkeitsgefühl als Staatsbürger, den er als wirkliche Bedingung des Kurfürsten zu seiner Begnadigung auffasst, als unannehmbar ablehnt. Lieber will er den Tod erleiden als dem Kurfürsten als ein Unwürdiger gegenüberzustehen.

Im „Findling“ gibt Herr Piachi dem Nicolo Beweise seines Vertrauens. Er hofft, dass er dessen künftiges Betragen dadurch in günstigem Sinne beeinflussen wird. Da das Vertrauen einem Nichtswürdigen geschenkt wird, der also selbst nicht vertrauensfähig ist, hat es auf den Niederträchtigen nicht den geringsten Einfluss, so dass die diesbezüglichen Hoffnungen des alten Piachi scheitern.

Ein geschenktes Vertrauen zu täuschen, fordert eine ganz positive Schlechtigkeit. Nicolo gibt hiervon einen schlagenden Beweis.

Das Ziel, das der Andere, der uns sein Vertrauen geschenkt hat, sich steckt, bestimmt oft die Richtung unseres Wollens, sogar dann, wenn uns die Absichten, das Ziel des Andern nicht bekannt, unverständlich, unbegreiflich sind. Dann findet das Vertrauen erst recht Gelegenheit sich zu bewähren und zu beweisen, dass es unbeschränkt, unerschütterlich, bedingungslos ist. Hier wird das Vertrauen auf eine sehr harte Probe gestellt. Diese Feuerprobe besteht es bei Kleist nur in sehr wenigen Fällen.

Im „Zerbrochenen Krug“ kennt Ruprecht nicht die Motive, welche seine Braut veranlassten, einen ihm unbekannten Mann eines Abends in ihr Zimmer zu lassen. Trotzdem verlangt Eve von ihm,

dass er sogar ihrer eventuellen Behauptung, er selbst sei es gewesen, der bei dieser Gelegenheit den Krug zerbrochen hätte, hätte bejahen sollen. Dies hätte sie auf Grund seines Vertrauens zu ihr fordern können. Im Vertrauensverhältnis sollen beide, das Du und das Ich, zu Opfern bereit sein. Hier versagt Ruprecht. Er glaubt nur, was er mit Händen greifen kann (1176), und hat keine Ahnung von den Regungen und Trieben einer Frauenseele. Er sieht in Eve an erster Stelle eine ehrliche, fleissige, handfeste Frau, wie sie sich bei der Heuernte zeigte. Jetzt, wo sie ihn offenbar aus egoistischen Gründen, wie er glaubt, zu einer Lüge verleiten will, hat er kein Vertrauen mehr zu ihr und sagt sich von ihr los mit den Worten: „Verflucht bin ich, wenn ich die Metze nehme“ (444). Als er die edlen Motive der Eve kennt, tut er ihr Abbitte. In der „Verlobung in St. Domingo“ kennt der von Toni gefesselte Gustav die Absichten des Mädchens nicht. In der Lage, in der er sich befindet, beurteilt er diese falsch und es liegt auf der Hand, dass er dann zunächst an Verrat denkt. Sein Vertrauen zu der Liebe des Mädchens zu ihm kommt dadurch ins Wanken. Sein Gefühl hat ihn offenbar falsch unterrichtet über Tonis Inneres und er glaubt nun das, was seine Sinne ihm über ihr Inneres durch ihre Taten und Worte übermitteln. Seine Liebe verwandelt sich in Hass und er erschießt sie. Als er von den Seinigen die wahren Motive des opferbereiten Mädchens erfährt und sich seines entsetzlichen Irrtums bewusst wird, legt er Hand an sich.

Ein weiteres Beispiel zeigt „Penthesilea“. Sie sieht in der Herausforderung ein Mittel des Achill sie, die Verwundete, zu besiegen und sie dann als Gefangene mit sich nach Phtia zu führen. Sie fühlt sich in ihren tiefsten, innersten Gefühlen gekränkt, ihre Liebe habe sie einem Unwürdigen geschenkt. Das verlangt Sühne und Rachedgedanken unterdrücken die zarten Gefühle der Liebe. Nach ihrer Tat erfährt sie Achills edle Absicht und sie gibt sich selbst den Tod.

In dieser Hinsicht besteht Achill die Feuerprobe. Sein Vertrauen stützt sich auf seine Liebe zu Penthesilea und weiter auf den Ring, den sie ihm geschenkt hat, „Mit jedem Merkmal, das [ihn] sicher stellt“ (1817). Wie sie nun nach seiner Herausforderung kampfbereit und von Hunden und Elefanten begleitet ihm, dem fast Unbewaffneten, entgegentritt wankt sein Vertrauen zu ihrer Liebe zu ihm nicht, trotz der Warnungen seiner Freunde. Bis zu seinem letzten Hauche ist sie ihm seine Braut (2664).

Kleists Briefe bezeugen, dass diese Probe für seine Braut und seine

Schwester zu schwer war. Seiner ihnen gegenüber wiederholt geäußerten Forderung, unter allen Umständen Vertrauen zu ihm zu haben, und wären ihnen seine Absichten auch noch so unverständlich und rätselhaft, können sie nicht entsprechen. Seine Bezeugungen in den Briefen an seine Braut wie z.B. „denn wir verstehen uns“ (Bd. I, 92; 30. Aug.—1. Sept. 1800) und sie solle sich mit blinder Zuversicht an ihr Vertrauen zu seiner Redlichkeit halten, welches Vertrauen sie nicht täuschen wird, „so wahr Gott über mich lebt“ (Bd. I, 103; 3.—4. Sept. 1800) beweisen, dass er die Möglichkeit, die Braut könnte zweifeln, voraussetzt. Die Pariser Reise bringt dann die Entzweiung. Die Braut will und kann ihm nicht folgen in die Schweiz. Die Verlobung wird aufgelöst, was keine Rachegedanken bei ihm auslöst, wie das Gedicht „Die beiden Tauben“ zeigt.

Auch Ulrike entspricht seinen Hoffnungen nicht. Die Folge ist, dass er sich mit ihr entzweit. Das deswegen in seiner Enttäuschung und Erbitterung über sie geäußerte harte Urteil widerruft er in dem letzten an sie gerichteten Brief.

Unser Gefühl, das auf Seiten des Andern steht, wird das Vertrauensverhältnis noch verteidigen, wenn unser Verstand uns schon ein „Halt“ geboten hat.

In „Penthesilea“ müssen Penthesileas Auftreten und die Warnungen der Freunde dem Achill sagen, der Amazonenkönigin sei nicht zu trauen. Sein Gefühl der Liebe will von diesem Gedanken nichts wissen und ruhig schreitet er seiner Geliebten und ihrem unheildrohenden Zug entgegen.

Die Verhältnisse in der „Familie Schroffenstein“ sind derart, dass fast keiner dem andern vertraut. Die Rossitzer halten Sylvester für schuldig an der Ermordung des kleinen Peter, nachdem sie aus dem Munde des ergriffenen gefolterten „Mörders“ den Namen Sylvester gehört haben. Nun bringt Jeronimus die Nachricht aus Warwand, die Rossitzer hätten Agnes ermordet, der Mörder Johann habe es selber gestanden. Ungeachtet dieser scheinbar nicht zu widerlegenden Tatsachen glauben weder Eustache noch Sylvester an Schuld. Ihr Gefühl steht auf Seiten des vermeintlichen Mörders, was Eustache zum Ausdruck bringt und erklärt wenn sie sagt:

„Nun, über jedwedes Geständnis geht
Mein innerstes Gefühl.“ (1617 f.)

Von Jeronimus hören wir, dass Sylvester genau so denkt.

In der „Familie Schroffenstein“ fordert Johann seinen Freund Ottokar zum Zweikampf heraus. Er erklärt, beide könnten nicht zusammen leben, ebenso wenig wie zwei Spinnen in einer Schachtel. Als Ottokar nachher von Agnes hört, Johann habe sie ermorden wollen, beruhigt er seine Geliebte, sie möge Johann nur pflegen und ihm sagen, er sei noch immer Ottokars Freund.

In der „Marquise von O . . .“ sind die Beweise von der strafwürdigen Lebensführung der Marquise so überzeugend, dass die Eltern den Schwüren ihrer Tochter unter so unerhörten Umständen kein Vertrauen mehr schenken können und sie aus dem Hause jagen. Die Mutter bereut schon bald ihr hartes Urteil und will durch eine List versuchen, den wahren Sachverhalt zu erfahren. Ihr mütterliches Gefühl sagt ihr, ihre Tochter sei unschuldig und dieses Experiment stellt sie denn auch nur an mit dem heimlichen Gedanken, dass es ihr Gefühl bestätigen möge. Das Vertrauen zu ihren mütterlichen Gefühlen wird nicht getäuscht.

Der Ausgang des Duells im „Zweikampf“ ist für jeden der unwiderlegliche Beweis, dass Littegarde schuldig und eine Lügnerin ist. Alle wenden sich voll Abscheu von ihr, der „Niederträchtigen“, zumal sie das Leben des edlen Herrn Friedrich von Trota offenbar freventlich dem tödlichen Schwerte ihres Gegners preisgegeben habe. Dennoch wankt das Vertrauen des Schwerverwundeten zu der Aufrichtigkeit der Aussagen und der Unschuld seiner Geliebten nicht. Sein Gefühl bekennt sich nach wie vor zu ihr. In seiner Brust spricht noch immer die Stimme für ihre Unschuld weit überzeugender als alle Zeichen, die das Gegenteil zu beweisen scheinen. In dem Ausgang des Zweikampfes sieht er nicht Gottes Endurteil: „Wo liegt die Verpflichtung der höchsten göttlichen Weisheit, die Wahrheit, im Augenblicke der glaubensvollen Anrufung selbst, anzuzeigen und auszusprechen?“ Er ist des festen, unerschütterlichen Glaubens, dass ihre Unschuld, eben durch diesen Zweikampf, „zum heitern, hellen Licht der Sonne gebracht [wird]“ (Bd. VI; S. 32).

Nach dem Bericht seiner Gemahlin, anlässlich dessen, was er von Sosias und Merkur hört, und auf Grund eigener Wahrnehmungen und Erfahrungen ist Amphitryon berechtigt die Schlussfolgerung zu ziehen, seine Frau sei eine Ehebrecherin. Sein Gefühl weigert sich diese als richtig und wahrheitsgemäss anzuerkennen und ihr beizustimmen. Er zwingt den Verstand, immer wieder nach Beweisen zu suchen, die diese Schlussfolgerung zunichte machen, denn er will eher an die Redlichkeit dem Strick entlaufner Schelme

glauben als an die Tücke seines Weibes (1691 ff.), dem er mehr vertraut als einem göttlichen Orakel (2285 f.).

Der Forderung der Offenherzigkeit will Toni in der „Verlobung in St. Domingo“ genügen. Sie will ihrem geliebten Gustav auch die dunkelsten Falten und verborgensten Winkel ihres Herzens aufdecken. Sie gelobt, „was es ihrem Herzen auch kosten würde, nichts, auch nicht die Absicht, erbarmungslos und entsetzlich, in der sie ihn — in das Haus gelockt, zu verbergen“ (Bd. VI, S. 30). Dass sie ihre Absicht nicht zur Ausführung bringt, ist nicht ihre Schuld.

Kleist selbst entspricht dieser Forderung, besonders in Bezug auf die Würzbürger Reise, seiner Braut gegenüber nicht, obgleich er deren Erfüllung von Wilhelmine von Zenge verlangt z.B. in dem Briefe an sie, worin er schreibt: „— Also offenherzig, Wilhelmine, immer offenherzig“ (Bd. I, S. 53; Anfang 1800).

Das Vertrauenschenken enthält ein Element der Gefahr besonders wenn das Vertrauen leichtfertig geschenkt wird. Hiervor warnt das „Trau, schau, wem.“ Wer diese Warnung nicht beachtet wird leicht, aber fast immer zu spät, die Erfahrung machen, dass sein Vertrauen übel angebracht ist und dass er besser Senecas Urteil hätte beherzigen können worin dieser ausspricht: „Allen trauen und keinem, das eine ist edler, möchte ich sagen, das andere weniger gefährlich“ (Seneca 5. Brief).

In der „Hermannsschlacht“ macht Ventidius diese Erfahrung. Er hätte besonders auf der Hut und vorsichtig sein müssen, da er weiss, dass er als Römer, mithin als Feind, kein erwünschter Gast in Teutoburg ist, wo die Menschen ihm argwöhnisch gegenüberstehen und ihm feindlich gesinnt sind. Dennoch hat er volles Vertrauen zu Hermanns geheuchelter Harmlosigkeit, dessen Pläne und Absichten er nicht durchschaut und den er somit ganz falsch beurteilt. So lässt er sich auch täuschen von Thusnelda, mit deren Gefühlen er spielt und deren Frauenwürde er beleidigt. Leichtgläubig wie er ist, ahnt er nichts Böses, als er sich zum abendlichen Stelldichein begibt. Zu spät sieht er da ein, dass sein Vertrauen übel angebracht ist; seinem Schicksal kann er jedoch nicht mehr entrinnen.

Auf den Bericht des Legaten hin vertraut auch Varus dem Cheruskerfürsten mit den blauen Augen, zumal es zu seinen Plänen passt, ja sogar eine wesentliche Bedingung zu deren Gelingen ist. Als

er sich seines Irrtums bewusst wird, ist es für ihn zu spät: er fällt den Ränken Hermanns zum Opfer.

In „Michael Kohlhaas“ ist das Vertrauen, das der Rosshändler zu der Unparteilichkeit der Richter und Behörden hat, gleichfalls übel angebracht, da sie diese Eigenschaft nicht besitzen. Die Folgen seiner wiederholten Enttäuschungen sind, dass er zum Räuber und Mordbrenner wird, wofür er mit dem Leben büsst.

Auf die Frage, ob man dem Gefühl und den Sinneswahrnehmungen unbedingt und unter allen Umständen vertrauen könne, wenn es gilt, die objektive Wahrheit zu ergründen, können wir eine Antwort finden im „Amphitryon“. Alkmene verlässt sich auf ihr Gefühl, das sie im entscheidenden Augenblick irreführt. Amphitryon, das Volk und die Feldherren werden von ihren Sinneswahrnehmungen getäuscht, obgleich sie die Augen aufreissen „wie Maulwürfe“ (2191). Die gestellte Frage beantwortet Kleist hier also verneinend: weder das Gefühl noch die Sinne sind zuverlässige Mittel, die Wahrheit zu erforschen.

In der „Verlobung in St. Domingo“ legt der gefesselte Gustav bei der Beantwortung dieser Frage den Sinneswahrnehmungen mehr Glauben bei als dem Gefühl. Zu spät erkennt er, dass er sich hierin geirrt hat.

Nur das gläubige Gottvertrauen zeigt Käthchen den richtigen Weg, der zum Ziele führt.

Auf Grund obiger Betrachtungen darf man sagen: In Kleists Werken bildet das Vertrauen ein wesentliches Element.